



| [Kultur](#) | Nächste Kunsthaus-Chefin im Interview – «Ich wurde noch nicht aufs Bührle-Dossier angesprochen»

Abo [Nächste Kunsthaus-Chefin im Interview](#)

«Ich wurde noch nicht aufs Bührle-Dossier angesprochen»

Hier spricht die designierte Kunsthaus-Chefin Ann Demeester über ihre neue Aufgabe in Zürich und die Bührle-Debatte.



[Christoph Heim](#)

Publiziert: 13.01.2022, 05:09





Die Direktorin des Frans-Hals-Museums im niederländischen Haarlem, die Belgierin Ann Demeester, wird die neue Direktorin des Kunsthauses Zürich.

Foto: Keystone

Frau Demeester, die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch sagt, dass sie Ihnen das Bührle-Dossier möglichst bald überlassen möchte. Sind Sie bereit?

Ich habe das auch gelesen, bin aber bis jetzt noch nicht offiziell darauf angesprochen worden.

Wann beginnen Sie mit Ihrer Arbeit am Kunsthaus Zürich?

Ich bin noch bis Februar in Haarlem Direktorin des Frans-Hals-Museums, dann komme ich nach Zürich. Zuerst komme ich nur eine Woche pro Monat, Mitte Jahr ziehe ich mit meiner Familie um und bin dann zu hundert Prozent in Zürich. Als Direktorin amte ich aber erst ab Januar 2023.

Was würden Sie anders machen als Christoph Becker im Umgang mit der Bührle-Sammlung?

Bevor ich eine offizielle Funktion im Kunsthaus Zürich habe, kann ich mich in die Bührle-Diskussion nicht einmischen. Das würde nur Unklarheit verursachen.

Hat das Frans-Hals-Museum, das Sie seit 2014 leiten, auch schon Bilder restituiert?

2019 haben wir das Bild «Festive Company in a Renaissance Room» von Dirck Hals und Dirck van Delen an die Erben Jacob Lierens (1877–1949), eines jüdischen Geschäftsmanns und Sammlers aus Amsterdam, restituiert [↗]. Die Rückgabe wurde uns von der nationalen niederländischen Restitutionskommission empfohlen. Wir haben mit Vertretern der Familie über eine Reakquisition, also eine Wiedererwerbung, gesprochen und das Gemälde 2020 in einer Auktion wiedergekauft. Jetzt hängt es im Museum mit einer kurzen Erklärung über die komplexe Biografie des Bildes.

Sie haben in Haarlem immer wieder Ausstellungen gemacht, in denen Sie sehr unkonventionell Altes und Neues mischten. Ist das auch Ihr Programm für das Kunsthaus in Zürich?

Sie sprechen hier das Konzept des transhistorischen Museums [↗] an. Statt Kunst, Objekte und Ideen aus verschiedenen Epochen separat zu betrachten, stellt man sie nebeneinander. Das Gegenteil des «transhistorical museum» ist die «artistic apartheid».

Ist das transhistorische Museum der neueste Trend in der Museumsarbeit?

Derartige Ausstellungen gibt es schon lange. Sie sind eine Alternative zu der Chronologie und der Linearität der Kunstgeschichte in den meisten Museen. Aber Museen sind nicht nur Institute für Kunstgeschichte. Sie sind Institute für Kunst und für die Erfahrung von Kunst. Klar, man braucht Chronologie, um Expertise zu entwickeln, um wissenschaftliche Arbeit zu leisten. Diese Chronologie gehört also unbedingt auch ins Museum. Aber für die Kunsterfahrung des Publikums ist sie

nicht notwendig. Man kann auch im Museum wie ein Künstler denken und nicht nur wie ein Kunsthistoriker.

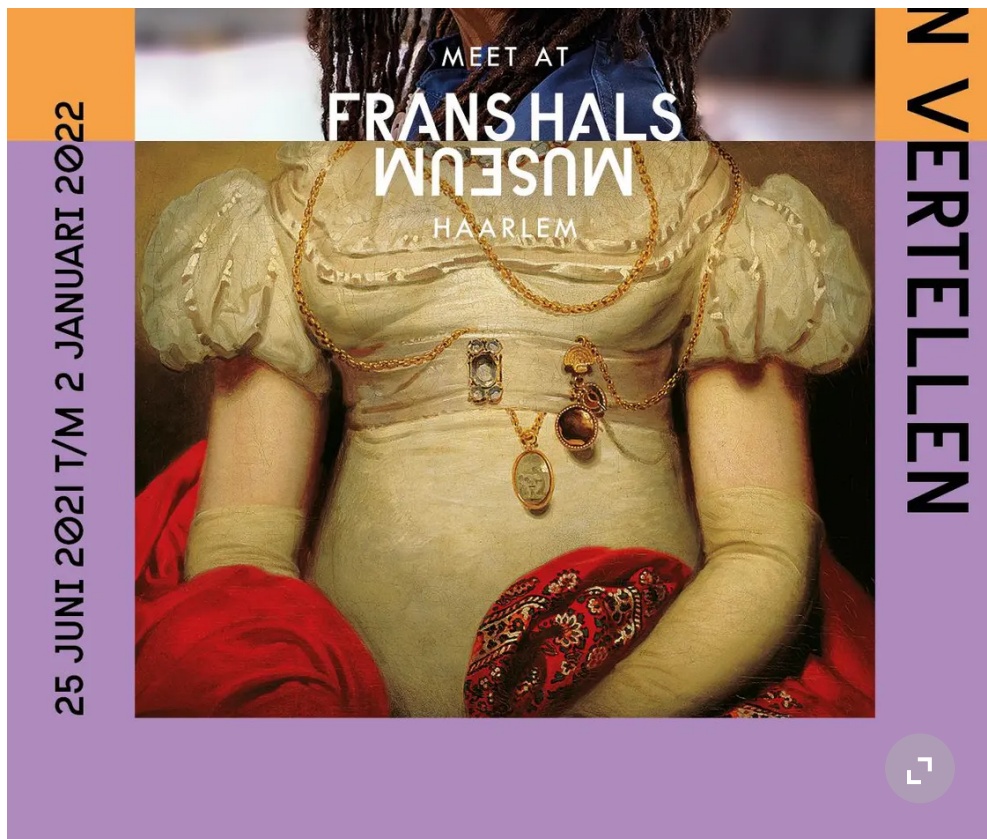
Gilt das auch für Zürich?

Das weiss ich noch nicht. Aber meine Ideen ändern sich nicht. Andererseits kann ich in Zürich nur das machen, was zu Zürich und zur Schweiz passt. Sehr wichtig ist auch, wie das Team denkt.

Zürich hat ja mit Bührle, Merzbacher, Looser und dem Giacometti-Schwerpunkt eine sehr diverse Sammlung.

Das Kunsthaus Zürich hat eine Sammlung der Sammlungen, mit sehr starken Meisterwerken. Die Sammlung kann allerdings nicht in jeder Epoche wirklich repräsentative Bilder aufweisen. Sie hat starke einzelne Bereiche wie Giacometti und die Impressionisten. Jetzt muss man sich überlegen, ob die Kerne der Sammlung miteinander verbunden werden sollen oder ob man darauf verzichtet. Behandelt man sie wie Inseln, versteht man die Sammlung als Archipelago oder als Netz? Da muss man, glaube ich, experimentieren. Ich habe darauf jetzt noch keine Antworten.





Plakat zur Ausstellung «Wer ist sie? Porträts erzählen», in der alte und neue Kunst in einen intensiven Dialog gebracht werden.

Foto: PD Frans-Hals-Museum

Sie haben aber bestimmt eine Idee, wie Sie damit umgehen wollen.

Natürlich komme ich nicht ohne Koffer nach Zürich. Das transhistorische Museum ist auch nicht eine Erfindung von mir. Das gibt es schon lange. Das hat seine Wurzeln in der Wunderkammer der Renaissance. Damit wird zum Beispiel auch am Kunsthistorischen Museum in Wien und in der Gemäldegalerie der Kunstakademie Wien, im MASP in São Paulo und im Mona in Hobart, Australien, experimentiert. Wir müssen dem Phänomen noch mehr Theorie und Kontext geben, sodass man sieht, dass es sich nicht um ein Dogma oder Axiom handelt, sondern um eine Methode, die die Dinge öffnet und nicht schliesst. Es geht nicht darum, dass das jetzt alle so machen müssen.

Wie halten Sie es mit Blockbuster-Ausstellungen?

Wenn alle Museen Blockbuster programmieren, läuft sich das Format zu Tode. Die Leute wollen nicht jeden Tag einen Blockbuster anschauen. Grosse Ausstellungen mit internationalen Leihgaben machen aber schon Sinn, sowohl kunsthistorisch als auch darum, weil sie Menschen, die selten ins Museum gehen, dazu animieren, Museen zu besuchen. Ich denke, man muss Blockbuster-Ausstellungen so planen, dass die Museen einander nicht in die Quere kommen. Man muss allerdings Blockbuster neu und intelligent denken, sie müssen ökologischer werden und weniger oberflächlich.

Blockbuster sind nicht zuletzt darum in der Kritik, weil Transporte für die alten Gemälde ausserordentlich schädlich sind.

Diese Diskussion gibt es schon seit Jahren, denken Sie nur an das Buch «The Ephemeral Museum» von Francis Haskell. Die Folgerung daraus lautet, dass man die Altmeister nur noch lokal anschauen darf. Wer Frans Hals sehen will, muss nach Haarlem kommen. Wer Rembrandt sehen will, muss nach Amsterdam fahren. Aber das ist eine überaus elitäre Haltung. Nicht alle haben die Chance, um die ganze Welt zu reisen, um Kunst zu sehen.

**«Kunst hat mit uns
heute, mit den
Menschen in dieser
Gesellschaft in diesem**

Gesellschaft, in diesem politischen Moment zu tun.»

Da Sie nun die Zukunft des Kunsthauses Zürich gestalten werden, erklären Sie uns doch bitte: Was ist ein Museum?

Ein Kunstmuseum wie das Frans-Hals-Museum in Haarlem oder das Kunsthaus in Zürich ist ein Bewahrer des kulturellen Erbes. Es ist aber nicht nur ein Hüter von Objekten, sondern auch von Ideen. Museen sind Maschinen, die Bedeutung produzieren. Auf Englisch spricht man von Museen als «semiotic machines».

Welche Rolle spielt da Geschichte?

Geschichte ändert sich. Es kommen neue Perspektiven dazu, die anregen, den Bestand immer wieder neu zu sichten. Das Museum ist zugleich ein Palast voller Schätze und ein Parlament voller Debatten.

Das schliesst sich gegenseitig nicht aus?

Nein, das Museum muss das Mysterium der Kunst bewahren. Kunst bleibt immer mysteriös, auch wenn man sie interpretiert und ihr einen Kontext gibt. Sie ist nicht funktional. Sie ist eher philosophisch. Befindet sich in einem parallelen Bereich der Fiktion. Kunst ist irgendwo ausserirdisch. Aber sie hat auch mit uns heute, mit den Menschen in dieser Gesellschaft, in diesem politischen Moment zu tun. Ich glaube, es ist unsere Aufgabe, beides zu machen. Nicht nur politisch-gesellschaftliche Interpretation, nicht nur Debatten und Dis-

kurse, sondern beides, Enigma und Analyse.



Blick in einen Ausstellungssaal des Frans-Hals-Museums.

Foto: Wiebrig Krakau

Müssen Museen politischer werden?

Ich habe mich immer politisch engagiert in Realpolitik. Die Niederlande sind nämlich ein Land, in dem Kunst subventioniert wird, gut subventioniert, aber in dem Kunst oft auch als etwas Elitäres angesehen wird, als eine Art von Luxusobjekt. Gleichzeitig sagt die Politik, Kunst sei nicht so wesentlich. Sie ist nichts weiter als eine Dekoration, die den Leuten zwar gefällt, aber nicht essenziell ist. Darum habe ich mich sehr oft in die politische Debatte eingemischt. Es muss nicht jede Ausstellung gesellschaftliche Diskriminierung, Migration oder Kolonialgeschichte behandeln. Aber ich finde, das Museum muss eine Beziehung zur Welt haben

muss eine Beziehung zur Welt haben.

Wie bekamen Sie Ihre erste Stelle in einem Museum?

Ich war Literaturredaktorin bei einer grossen Zeitung in Belgien, als ich von dem legendären Ausstellungsmacher Jan Hoet einen Anruf bekam. Er sagte, er habe mal rumgefragt. Ich sei ihm von vielen Personen empfohlen worden. Er finde es sehr interessant, wie ich mir Gedanken machte über Kunst. Ich dachte, warum soll eine Journalistin nicht einmal auf die andere Seite schauen und erfahren, ob das für sie passt? Es geht im Journalismus und beim Kuratieren von Ausstellungen um etwas sehr Ähnliches, nämlich darum, mit Neugier und informiertem Enthusiasmus Kunst zu vermitteln.

Haben Sie als Museumsdirektorin je bedauert, dass sie nicht Kunstgeschichte studiert haben?

Für meinen Job als Museumsdirektorin hat mir meine Zeit als Journalistin sehr viel gebracht. Ich denke, eine gute Museumsdirektorin muss alles überschauen und muss dann ab und zu wie eine Perlentaucherin ins Detail gehen können. Man darf als Direktorin nicht oberflächlich sein. Aber es ist auch nicht gut, wie eine Expertin zu denken. Das Museum besteht auch aus Menschen, es gibt Geld, es gibt Gebäude, es gibt Politik, es gibt Publikum. Man muss schon dieses generelle Interesse haben, aber auch die Fähigkeit, sich zu vertiefen.





Das Museum für moderne Kunst, das dem Frans-Hals-Museum angegliedert ist.

Foto: G.J. van Rooij

Macht es Ihnen nichts aus, als Direktorin keine Ausstellungen zu machen?

Ich mache sehr wenig Ausstellungen, das stimmt. Der inhaltliche Reiz an der Museumsarbeit sind für mich die Planung eines Programms sowie das Schreiben und die Vermittlung. Ich schreibe ziemlich viel für Zeitungen oder für Kataloge. Ich schreibe keine Rezensionen, aber Kolumnen und Essays. In Holland mache ich, aber das wird in der Schweiz nicht so sein, auch sehr viel im Fernsehen, erzähle über Kunst und über die Arbeit mit der Sammlung. Ab und zu möchte ich gerne eine Ausstellung machen. Aber eigentlich ist das die Arbeit der Kuratoren. Meine inhaltliche Arbeit besteht darin, Ideen zu bringen und die Sammlung auszustellen. Das mache ich gerne. Aber immer in Teamarbeit.

Haben Sie vom Kunsthaus Zürich Vorgaben, wie viele Eintritte pro Jahr Sie erzielen müssen?

Im langjährigen Durchschnitt werden rund 380'000 Eintritte angestrebt, um den erweiterten Betrieb mit seinem hohen Eigenfinanzierungsgrad weiterzuführen.

Was für eine Rolle spielt das Publikum in Ihrer Museumsarbeit?

Ich stelle mir das bei meiner Arbeit als Dreieck vor. An einer Ecke ist die Kunst, an der andern die Künstler, an der dritten das Publikum. Das ist gewissermassen die Trinität der Museumsarbeit.

**«Das Publikum muss
so breit und tief, so
divers wie möglich
sein.»**

Ein Museum ohne Publikum gibt es nicht?

Wir sind da, um Kunst zu vermitteln und Menschen für Kunst zu begeistern. Das bedeutet nicht, dass Konservierung und wissenschaftliche Arbeit nicht wichtig sind, aber das hat einen Zweck, nämlich dass die Kunst offenbar wird, dass sie übersetzt wird, dass sie gezeigt wird.

Soll das Museum Bilder für das Bildungsbürgertum und die Pensionierten zeigen oder für die Jungen und die Einwanderer?

Das Publikum muss so breit und tief, so divers wie möglich sein. Wie gesagt, ich muss das noch analysieren, wie das in Zürich und der Schweiz ist. Hier in Haarlem sind 75 Prozent unseres Publikums weiblich, älter als fünfzig Jahre, gut ausgebildet und weiss. Das ist das Kernpublikum. Diese Leute haben Interesse, die muss man kultivieren, um sie müssen wir uns auf jeden Fall kümmern. Gleichzeitig müssen wir versuchen, immer wieder kleine und grössere Gruppen von Nichtbesuchern dazuzunehmen. Das können gesellschaftliche Minoritäten sein, wobei mir in dieser Debatte bei meiner Arbeit in Holland der Fokus zu stark auf Niederländern mit Migrationshintergrund liegt. Es gibt auch andere Gruppen, die keinen automatischen Zugang haben zur Kunst. Zum Beispiel viele Jugendliche. Aber auch meine eigene Familie in Belgien geht fast nie ins Museum.

Kommt sie wenigstens zu Ihnen ins Museum?

Ja, meinetwegen, aber nicht wegen des Museums. Ich will damit sagen, dass das Publikumspotenzial sehr gross ist. Wir müssen versuchen, so viele Leute wie möglich in unsere Museumsarbeit einzubeziehen.

Christoph Heim ist Autor im Ressort Leben und schreibt am liebsten über Kunst und Kultur. Er arbeitet seit dreissig Jahren im Journalismus und war zehn Jahre lang Ressortleiter Kultur bei der Basler Zeitung. [Mehr Infos](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

9 Kommentare